

Die Zukunft



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite

Wir gehen zum Rheinland 33

Nachdruck verboten.



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 13450-13452.

Telegramme: Samossbank.

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Versprecher: Steinplatz 9601-9635.

Stahlkammer mit Safesanlage.

Dr. Hoffbauer's (ges. gesch.) Johimbin-Tabletten

mit 0,005 Johimbin. — Anregungsmittel ersten Ranges. — Kräftigend.

10 Tabletten = 2,25 M. || 50 Tabletten = 7,50 M. || 200 Tabletten = 25,— M.

25 Tabletten = 4,— M. || 100 Tabletten = 18,50 M. || 500 Tabletten = 50,— M.

Literatur versendet gratis: Elefanten-Apotheke, Berlin, Leipziger Straße 74.



KARLSBADER

SPRUDELSALZ
SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



Berlins bestes und billigstes Hausbrandbrikett!

Abonnementspreis (vierseitiglich 13 Nummern) M. 6,—; pro Jahr M. 20,—; unter Kreuzband
bezogen, Deutschland und Österreich M. 5,65, pro Jahr M. 22,60; Ausland M. 6,30; pro Jahr M. 25,20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Inseraten - Annahme durch die
Anzeigenverwaltung der Wechenschrift
"Die Zukunft" (Alfred Weiner)

Berlin SW. 68, Friedrichshain-207. Fernspr.: 21r. 9740 u. 9797
(s. a. vorstehende Umschlagseite).

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Januar 1915.

Wie gehts den Feinden?

»Vers le succès final!«

Welt vier Monaten ist ein schmaler, doch der wirtschaftlich wichtigste Theil der Französischen Republik, das unseren Bezirken am Niederrhein und an der Ruhr vergleichbare Industriegebiet Frankreichs, in der Gewalt des deutschen Heeres. Alle Versuche, den Eindringling aus dem Land zu werfen oder um eine beträchtliche Strecke zurückzubringen, sind, auch an den Tagen, die seine Reihen gerichtet fahnen, mißlungen. Gerechtigkeit fordert daß Zugeständniß, daß diese Versuche nirgends bisher mit voller Kraft gewagt wurden (weil der Offensivgeist lahm geworden ist oder weil General Joffre, den die Landsleute den Menschen spaßmeister nennen, die hunderttausend Mann, die, nach seiner Schätzung, der Durchbruch kosten würde, noch nicht opfern wollte?); fordert ferner die Erwähnung der Thatsache, daß auch den deutschen Kriegern die Sprengung der Schutzmauer noch nicht gelang. Immerhin: ein der Republikanerwirtschaft unentbehrlicher Theil des Landes, der zu Werthzeugung fräsigste, ist vom Feind besetzt, von Monaten wilder Kämpfe verwüstet; aus einer reichlich zinsenden Arbeitsstätte ein ertragloser Kriegsschauplatz geworden. Dennoch reden und schreiben die Franzosen, als sei der Sieg ihnen gewiß, dem Zweifel entrückt und ihr Wille habe selbstherrlich des Friedens Bedingungen zu heischen. „Wir werden ohne Erbarmen kämpfen, bis ein im weitesten Sinn siegreicher Friede die endgül-

tige Befreiung Europas verbürgt. Der unerwartete Aufschwung unseres Nationalgefühles hat die Deutschen aus trunkenen Siegesträumen gerissen. In Eintracht mit unseren Bundesgenossen werden wir, die den Frieden wollten, nun den Krieg bis ans Ende führen und die Waffen erst senken, wenn die Rechtsschändung gestraft, wenn der heldenmuthige Belgierstaat in seinem Wirtschaftsleben und in seiner politischen Selbständigkeit ganz wiederhergestellt, der preußische Militarismus gebrochen ist, unserem Vaterland die ihm geraubten Provinzen für immer einverlebt sind und auf ehrne Gerechtigkeit ein erneutes, endlich zu reinem Leben reiches Europa gegründet werden kann. Dieser Kriegsplan, dieser Friedensplan kommt nicht etwa aus überschwingender Hoffnung. Nein: wir haben die Gewissheit des Sieges.“ So sprach, im Sitzungssaal des Bourbonenschlosses, Herr Viviani, Ministerpräsident und Sozialdemokrat. Freilich sagte er auch: „Bis der Tag endgi'tigen Sieges anbricht, ist noch harte, ist vielleicht noch lange Arbeit zu leisten. Stählen wir zu solcher Leistung unseren Willen und unseren Muth! Unser Volk, der Erbe der ungeheuerster Ruhmeslast, die ja auf einer Nation lag, ist zu jedem Opfer bereit.“ Das darf ein Französisch, wenn er zuvor den Mund recht mit Phrasenfutter füllte, sagen. Sagts ein boche, so ist's ein unverkennbares Angstzeichen. Drei Tage vor der Rede des Herrn Viviani hatte ich hier gemahnt: „Die Flamme deutscher Zuversicht darf in Frost und Sturm, in Schnee und Schlamm nicht verlöschen. Für den längsten Weg durch schwieriges Gelände, nicht für kurzen Siegerlauf nur, ihr den Brandstoff zu bereiten, ist unsere Pflicht. Die verbietet, zu heucheln, wir seien dem Ziel schon nah, und zu bergen, daß nie mit so grimmem, so inbrünstigem Eifer gegen uns alle Erdschollen aufgewühlt wurden wie an der Schwelle des Jahres. Deutschland muß wach bleiben; für die härteste Nothwendigkeit in Bereitschaft.“ Ungefähr so hats, nur in anderen Worten, dann im Neujahrsgruß des Kaisers und manches Armeeführers gestanden; auch im Evangelium des Renatus Viviani. Thut nichts. Meine Sähe wurden flink gefälscht und in Dutzenden französischer Meinungsschänken verhölkert. „Herr Harben, der leibhaftige Kriegsblitz, der vor ein paar Wochen uns und unsere Genossen ins Preußenjoch geschmiedet sah, ist traurig geworden und blickt düster in die Welt. Der Traum von deutscher Hegemonie

ist zerronnen. Ja, Herr Harden, nun werden auch Sie einmal das harte Gesetz des Siegers kennen lernen. Seien Sie, alle da drüben, sicher, daß es in seiner ganzen Härte walten wird; damit Sie nicht mehr bekehren können, werden wir Ihnen einen Maulkorb aufzwingen." (Le Figaro.) Im „Temps“ und im „Petit Journal“, dessen Leiter, Herr Pichon, am Quai d'Orsay, so lange er das Willenswaffezeug der Tardieu und Herbette, Clemenceau und Briand war, tauglicher schien als jetzt in der Rue Lafayette, im „Courrier de l'armée“ und auf manchem anderen Blatt stand Ähnliches. Vor dem Krieg hörte ich oft Franzosen stöhnen: „Die deutsche Presse fälscht unsere Worte und gründet auf die gefälschten Texte verurtheilenden Richterspruch.“ Wie aber, Träger der ungeheuersten Ruhmeslast, handeln Eure würdigen Häupter? Einen Fälscherkniff mußte ich neulich entschleiern; heute folgt der zweite. Ich hatte geschrieben: „Die Pflicht verbietet, zu heucheln, wir seien dem Ziel schon nah.“ Sie übersetzen: „Nous sommes terriblement loin de notre but.“ Deutsch: „Wir sind unserem Ziel entferntlich fern.“ Ich hatte geschrieben: „Deutschland muß wachbleiben; für die härteste Notwendigkeit in Bereitschaft.“ Sie übersetzen: „Il faut que l'Allemagne soit prête au pire sort qui l'ait jamais frappée.“ Wörtlich: „Deutschland muß sich auf das schlimmste Schicksal vorbereiten, von dem es jemals heimgesucht ward.“ Gehts wirklich nicht ohne so schändigen Trug? Ich habe nie gewünscht noch gar verlangt, daß Frankreich, England, Rußland ins Preußenjoch geschmiedet werde. Den Begriffsinhalt des Hegemonenrechtes, in dem Franzosen und Briten lange genug wohnten, anders gefaßt als Eure unklugen Artikler. Aber auch vor neuer Franzenherrschaft in Deutschland nicht zittern gelernt. Was ich vermag, ist und soll geschehen, um Deutschlands Krieger und Bürger vor lähmender Enttäuschung vom Glauben an nahen Sieg, von dem Wahn, das Schwerste sei überstanden und nur Kleinram noch übrig, zu bewahren. Weissagung des Kriegsausganges ist unnützlich. Gescheiter als die Vivant, Pichon & Co. dünkt mich der französische Diplomat, der zu sagen pflegte: „Ich bin weder Optimist noch Pessimist, sondern will nur deutlich sehen, was ist.“ Dem Boden seiner Heimat scheint dieses Streben entwurzelt zu sein.

In solche Vermuthung zwingt uns jede Rede, jede Zeitung, die über den Waßgenwald zu uns gelangt. „Fast heimlich hat,

mit gebeugtem Haupt und finsterem Blick, der Kaiser seine Hauptstadt verlassen. Er wählte stille Straßen, damit kein Auge auf seinem Antlitz die Spur des Kummer's sehe. Er weiß, daß seine Armeen, trotz den Berichten des Generalstabes, nicht siegen. Er spricht nicht mehr von Weltherrschaft, sondern nur noch vom Kampf ums Dasein des Deutschen Reiches. Wie anders klingt jetzt die Glöckle! Seit den Schlachten an der Marne ist die Furcht vor Deutschland aus der Welt verschwunden. Der deutsche Krieg wird mehr und mehr ein dynastischer. Um jeden Preis soll, so lange es irgendwie möglich ist, das Ansehen des Kaisers gewahrt werden. Die große Heeresaufgabe und der Generalstab's Plan werden pfiffiger dachten Glanzstückchen und Überfallversuchen geopfert, die der Sensationenlust Nahrung geben und gestatten, Berlin mit Fahnen zu schmücken. Dann ist das Volk wieder für eine Stunde bestäubt. Wenn das deutsche Heer in wirren Häusern aus Polen flieht: was wird die Theaterphantasie des Kaisers dann ersinnen, um das Volk noch einmal zu blenden und das schwere Geständnis der Niederlage aufzuschlieben? Das Publikum erwartet einen gäulichen Ausgang. Was wird es sagen, wenn es auf der Bühne die Leichen geschichtet sieht? Der Verfasser der Tragödie wird in furchterlicher Lage sein... Den Berlinern ist befohlen worden, in der Weihnacht sich vergnügt zu zeigen. Wie schwer muß ihnen diese erzwungene Lustigkeit werden! Trotz aller Leichtgläubigkeit ahnen viele doch die Katastrophe, die ihnen droht. Die weit geöffneten Nachtkioske, das Gesaufen in den Schänken, das Gegröhrl der Trunkenen und das Gebrüll der Lärmacher müssen die Angst der Nüchternen noch steigern. Mögen die Berliner sich mit Aufschnittfleisch stopfen, mit Bier betäuben, die Propfen des eingeschmuggelten Champagnerweines springen lassen, aus falschen Meldungen Trunkenheit schlürfen und im Rauschtraum des Prahlers das eroberte Calais, das beschossene London, das brennende Paris erblicken: was für die Zeche zu zahlen ist, wird auf der Rechnung stehen, die wir ihnen vorlegen werden... Nach den letzten Berichten haben die Russen Hunderttausende, Deutsche, Österreich, Ungarn, gefangen. Das sind unbestreitbare Ergebnisse, die beweisen, welche Erfolge das Russenheer hatte. Daß der Generalstab, dessen Geländekenntnis höchste Bewunderung verdient, die günstigsten Stellungen aussucht, dürfen wir erwarten. Daer die feindlichen Kräfte

allmählich vernichtet, bereitet er der gemeinsamen Sache den Sieg. In Belgien wird die Mehlelei der Frauen und Kinder, die Brandstiftung in den Städten, die Zerstörung der öffentlichen Denkmale, die Plünderung der Privathäuser von der höchsten deutschen Heeresbehörde gebilligt. Niemals wird ein Strahl dieser Henkerhirne erleuchten. Nur die Strafe werden sie verstehen. Englische Schiffe und Marinesflieger haben einen fünen Angriff auf Cuxhaven gewagt, den großen deutschen Kriegshäfen, der die Elbmündung beherrscht und dessen Thor von der Insel Helgoland aus vertheidigt werden soll. Die deutsche Flotte ist in ihren Häfen also nicht mehr sicher; bis in ihre Schlupflöcher wird sie von den Engländern gefährdet. Vielleicht entschließt sie sich nun, frische Lust zu athmen und das Treffen zu wagen, dem sie bisher auszuweichen verstand. Im ganzen Deutschen Reich hat der Angriff auf Cuxhaven starke Unruhe gestiftet. Der durch die Beschießung, durch Kreuzer, Flieger, Unterseeboote bewirkte Schaden wird sorgsam verheimlicht. Ueberall aber hört man blitze Utheile über die Unwirksamkeit der in die deutschen Buchten gestreuten Minen, die den britischen Schiffen nicht im Geringsten zu schaden vermochten." (Le Figaro.)

Trotzdem Deutschland unruhig, ängstlich, der Verzweiflung nah ist, späht die des Sieges gewisse Republik nach neuen Helfern aus. Der Einmarsch italiischer Bersaglieri in Valona wird, als das Begräbnis einer österreichischen Hoffnung und als das Vorzeichen größerer Italerthät, von Jubelhören begrüßt. „Durch den Kanal von Otranto hat Italien seine Flotte in den herrlichen, den Österreichern nun verlorenen Hafen geschickt und gebietet jetzt über die Adriaپforte, die Prinz Wilhelm von Wied bewachen sollte. Wir nehmen die Nachricht als ein Glück verheizendes Vorspiel all der Erfolge, die Deutschland von seinem neuen Botschafter in Rom erhofft.“ (Akademiker Denys Cochin.) Japan? „Eine japanische Armee könnte nur auf dem russischen Landweg oder auf dem britischen Wasserweg nach Europa kommen. Wird Russland, um die Masse seiner Krieger zu mähren, die Sibirische Eisenbahn anbieten? Wird England nicht fürchten, in Indien die Ruhe seiner Herrschaft zu gefährden? Wir müssen unsere Bundesgenossen, deren Einfluss in Tokio breiter als unserer ist, von der Notwendigkeit des Japanerbeistandes überzeugen.“ (Herr Judet im Eclair.) „Ich habe immer rasche und gründliche Verhandlung mit den Japanern ge-

fordert und freue mich, daß sie im Gang ist. Wir dürfen uns leider Selbsttäuschung hingeben. Deutschland wird seinen letzten Mann und seine letzte Marke opfern, um dem ihm drohenden Verhängniß zu entgehen. Nur unter unwiderstehlichem Zwang wird es die Waffenstreichen. Der ungeheure Menschenverlust hat es geschwächt. Der Zusammenbruch seiner Strategenpläne hat ihm die Zuversicht, das stete Scheitern seiner Offensive das Kraftgefühl geraubt; noch aber ist es nicht ohnmächtig. Tag und Nacht wird, wie Oberst Repington richtig sagt, an der Herstellung von Waffen und Geschossen gearbeitet und von der Heeresverwaltung Alles für die Einstellung und Eindrillung neuer Rekruten vorbereitet. Der Frühling anfang soll die gewaltigste Anstrengung und den entscheidenden Sieg über unser Heer bringen. In der Vorstellung dieser Deutschen sind ihre Versuche immer ‚entscheidend‘; nur entscheiden sie niemals auch nur das Geringste. Die Eroberung von Warschau, Paris, Calais sollte entscheidende Erfolge einbringen: und all diese Wünsche blieben ertraglos. Ihre Drohungen können uns also nicht schrecken; doch wir dürfen sie nicht überhören. Niemand, hoffe ich, zweifelt noch, daß der Krieg lange dauern wird. Wer das Land und das Heer in den Glauben wiegt, der Friede sei schon ganz nah, hat den Gipfel der Thorheit erklettert. Geduld muß, heute wie gestern, unsere Hauptugend sein; wir dürfen nicht müde werden.“ (Weil ich so gesprochen hatte, war ich, drei Tage zuvor, als ein von Graus Geschüttelter den Franzosen vorgesunkert worden.) „Wir müssen uns jede erlangbare Hilfe sichern. Die Siege, die wir ersuchten haben und noch ersuchen werden, können erst zu voller Wirkung gelangen und unser Land von den Preußen befreien, wenn sie von Truppen ausgenutzt werden, die durch ihre Zahl unwiderstehlich sind. Deshalb muß unsere Diplomatie alle Kräfte ausbieten, um Japans Mitwirkung im Landkrieg zu gewinnen. Nur dadurch kann die Dauer dieses Krieges gefürzt und uns ein Aufwand erspart werden, der unseren Kraftquell für lange Zeit erschöpfen müßte.“ (Herr Pichon im *Petit Journal*.) Inzwischen aber darf man erörtern, welche Städte des zum Tod verurtheilten Deutschen Reiches der Sieger seinem Gebiet eingesiedeln könne. Elsaß-Lothringen wird der Republik unlöslich verbunden (soudée); doch zuvor um das Steinkohlenbeden von Saarbrücken vergrößert. „Wir werden auch dann zwar noch einzelne Kohlenorten aus Eng-

land und Belgien beziehen müssen, aber im Export der saarbrücker Kohle einen Ausgleich finden. Die Unregierung dieses Landes ist also wichtig.“ (La Nature). Und sie ist eben so gewiß wie, mit oder ohne Japan, Italien, Rumänien, der zerschmetternde Sieg.

„Dem Deutschen Reich, das über die Mittel äußerer Macht verfügt, fehlt die sittliche Kraft, der wir den Sieg an der Marne und die lange Reihe der Erfolge am Aisne, in der Picardie, in Artois und Flandern verdanken; deshalb muß es unterliegen. Offene Städte beschließen, eine alte Abtei zerstören, einen Gasometer in Brand stecken, wehrlose Menschen, die weder dem Heer noch der Flotte Englands angehören, töten oder verwunden: Das können die Deutschen. Das aber sind nicht Kriegerthaten; sie sind ohne militärischen Zweck und bringen den Angreifer nicht in eine Gefahr, die bei des Angegriffenen gleicht. Wer auf Frauen und Kinder schießt und Greise in ihren Betten von Granatenzerreißen läßt, kann nicht entschuldigt werden. Und solche Thaten belohnt man mit dem Eisernen Kreuz! Wo ist in diesem Volk, in diesem Kaiser die sittliche Kraft? Nicht wahrhafter Kriegergeist herrscht in Deutschland, sondern ein gemeiner Militarismus, der ohne höheren Grundsatz und ohne Edelmuthsregung Gewalt anwendet. Deshalb müssen wir hoffen, daß die Verbündeten nach ihrem Sieg, der schon sichtbar wird, das Deutsche Reich zur Auflösung seines Heeres zwingen und ihm nur eine Gendarmerie lassen werden. Europa muß die widrige Korporalswirthschaft für immer austilgen und im Ei jeden Kaiseradler zerdrücken.“ (General Bonnal: „Vers le succès final; Le Matin.“) Warte nur: balde! „Die Bürgermeister der Thäler von Thann, Saint-Umarin und Massevaux danken, im Namen der elsäßischen Knaben und Mädchen, dem Präsidenten der Republik für die Spielsachen, die er ihnen zu Weihnachten geschickt hat. Sein edler Gedanke brachte ihnen die Freude, daß Lächeln des unvergessenen Frankreich und sie empfanden, daß der höchste Beamte der Republik in seinem Lothringenherzen die Kinder des treuen Elsaß denen der ihrer gedenkenden französischen Heimath vereint... All die großen Probleme, denen die europäische Diplomatie seit Jahren auswich, müssen jetzt gelöst werden. Elsaß-Lothringen, Polen, Österreich, der Orient: all diese Fragen heischen endgültige Antwort. Europa darf auf ihrer Erde die Türkei nicht länger dulden. Konstantinopel und die Meerengen werden

frei. Die Osmanenmauer, die Russland und Asien so lange von der Welt des Westens schied, muß endlich fallen. Neue Straßen werden dann die Waaren bisher unkultivierter Länder und eingemauerter Völker ins Mittelmeer führen. In Mesopotamien wird England die Haupterbin der Masse, die das Deutsche Reich gierig für sich gesammelt hat. An der persischen Küste hat England seine Flagge gehisst, deren Stock keiner je aus der Scholle röhrt. Von dort mag der Brite, dem alle nach Indien führenden Wege gebühren, nach Bagdad und weiter nordwärts bis zu den Punkten vorrücken, wo er am Tigris Russland, am Euphrat Frankreich trifft. Zwei Millionen mißhandelter Armenier harren der Stunde, die sie unter Russlands Szepter den anderthalb Millionen Brüder im Kaukasus gesellt. Syrien und Palästina werden das Frankreich der Levante. Ein Wunder weist unserer Republik die Fortsetzung des Kreuzzugswerkes zu. Undächtig nimmt sie das Vermächtnis großer Tage auf sich. Um Kreuzweg der Civilisationen, Religionen und Völker wird sie die neue Zeit schaffen, in der alle Rassen vom Hoch der Türken und zugleich von dem der Germanen befreit sind und in friedlicher Ruhe ihrer wiedergewonnenen Einheit, ihrer wiedererlangten Geseze sich freuen dürfen. Auch Deiner Freiheit Tag, Elsass, dämmert schon auf. Kein Krieger, der auf Deinem Boden kämpft, keins Deiner noch unter fremder Gewalt seufzenden Kinder zweifelt auch nur für eines Augenblickes Dauer heute daran. An der Schwelle des Jahres 1915 wird ihnen Besseres als Spielzeug beschert: Freiheit! Nachgerade merken die Deutschen sogar, daß die Russen nicht geschlagen sind. Die Schlachten an der Nida, Piliza, Bzura nehmen genau den Verlauf, den unsere Freunde gewünscht und vorbereitet haben. Und die Russen haben nicht nur tapfere Mannschaft, sondern auch Führer ersten Ranges, mindestens eben so gute wie die Deutschen. Das sagt nicht wenig: denn Felsmarschall von Hindenburg ist, nach allgemeinem Urtheil, ein hervorragender Felsberr. Doch Großfürst Nikolai hat die hohe Kriegerkultur eines großen Strategen und die Geisteskraft, die der Führer moderner Heere braucht. Sein Wink lenkt die Russen, Twanow, Dimitriew und ein Siebengeister im Krieg bewährter Männer. Solche Führer sind jeden Vertrauens würdig. Der Sieg naht. Im Osten wie im Westen Europas ist die deutsche Offensive gebrochen. Wer noch von deutschen

Erfolgen redet, lügt nicht nur, sondern wird lächerlich. Polen hat das selbe traurige Schicksal wie Belgien: es ist zum Kriegsschauplatz außersehen. Dort bereitet sich die Vernichtung des deutschen Heeres vor. Kann in unserem Vaterland einer noch den Ausgang des Kampfes bezweifeln? Frankreich hat nur eine Seele, einen Traum, einen Glauben. Frankreich wird siegen. Deutschland wird gezwungen werden, mindestens fünfzig Jahre lang einen Tribut zu zahlen, dessen Höhe später bestimmt werden mag, der aber seiner Finanzkraft entsprechen und jede Rücksicht in den Militarismus nach preußischem Muster verhindern muß. Nur dann dürfen unsere Enkel sich des langen Friedens freuen, den alle erhoffen.“ (Le Matin.) Gedruckt im Dezember des Jahres 1914.

Ernster Klingende Stimmen. „In seiner Schrift, die Brotfrage in Deutschland“ zeigt Herr Théry, daß Deutschland von den sieben nächsten Ländern, weil sie sämtlich schwache Ernten hatten, ausreichende Brotrücksuhr nicht erwarteten kann. Ueberflüß hat nur Rumänien, auf dessen ehrliche und wachsame Neutralität wir rechnen dürfen. Herr Théry sagt nicht, Deutschland müsse im Frühjahr verhungern, sieht aber voraus, daß es, besonders in den großen Städten, bald zu sparsamer Brotverteilung genötigt sein wird. Dann wird das deutsche Volk auf dem Gebiet der Ernährung das furchtbare Leid des Belagerungszustandes kennen lernen; und wir dürfen hoffen, daß ihm endlich die Augen aufgehen und die Gefahr zeigen werden, durch die Fortsetzung des Krieges eine Hungersnoth herauszubeschwören.“ (Senator Méline.) Danach siehts, in Großstädten und Dörfern, bei uns noch gar nicht aus. Wenn die Herren Théry und Méline nach Deutschland kämen, könnten sie Grundbesitzer klagen hören, daß ihr Brotkorn nicht abzusehen ist. Hungersnoth wäre zu fürchten, wenn die Schutzzollgegner ihren Willen durchgedrückt, die Agrarierfeinde die Umwandlung des deutschen Getreideadlers in Weideland erreicht hätten. Die Notwendigkeit landwirtschaftlichen Großbetriebes und geschützten Körnerbaues konnte nicht bündiger erwiesen werden als durch diesen Krieg; und wenn Graf Hans Kaniß noch lebte, sähe er wohl seinem wie Helena viel bewunderten, viel geschulten Antrag Ähnliches morgen, zugleich mit einem Reichsmonopol für die wichtigsten Rohstoffe der Industrie, Wirklichkeit werden. Noch aber, liebe Nachbarn, wird in Deutschland zu viel gegessen.

Wir werden nicht schlottern lernen, auch wenn die Regirenden sich in den Entschluß steifen (der zu spät, nie zu früh kommen kann), schon jetzt dem Magen die Tagestration zuzumessen. Doch wozu braucht Ihr des Hungers Hilfe, da Euren Waffen der Sieg gewiß ist? „Wir dürfen keine Hilfe verschmähen. Ein beträchtlicher Theil unseres Landes ist von einem Feind besetzt, der sich verpflichtet glaubt, Alles zu zerstören, zu verwüsten, nicht die winzigste Möglichkeit der Werthzeugung bestehen zu lassen. Wir müssen Alles versuchen und nach jedem Fädcchen greifen, das Rettung verheißt. Japans Eingriff in den Landkrieg wäre von ungemeiner Bedeutung und wir würden wie Narren handeln, wenn wir bis in die letzte Stunde die Vorbereitung eines Unternehmens verzauderten, daß unserer Geduld eine neue, unnöthige Probe aufbürden müßte. Wir halten den Feind an der Gurgel. Im Vor-gefühl des Verhängnisses wehrt er sich gegen unsre Faust. Wir dürfen ihm nicht die allerkleinste Hoffnung auf Erlösung lassen.“ (Senator Ciemenceau, der in dem selben Artikel seiner Zeitung *L'Homme Enchaîné*, mich, auf dem Sumpfboden gefälschter Säze, als einen von Wonne in Graus Gestürzten zeigt und behauptet, der aus Berlin ins Hauptquartier zurückkehrende Kaiser habe nur noch „von einem unklaren Gestammel zu seinem Privatgott das Heil erhofft.“) „Der sorgsam vorbereitete deutsche Kriegs-plan ist gescheitert. Kriegspläne, sagt Napoleon, sind unendlich wandelbar, je nach den Umständen, dem Geist des Feldherrn, dem Wesen der Truppen und der Art des Kampfgeländes. Ohne Furcht vor Selbsttäuschung darf man behaupten, daß in dem von ihnen entfesselten Krieg die Deutschen die Umstände und das We-sen der Truppen verkannt haben. Ihr Versuch ist mißlungen und ihre Niederlage gewiß, nicht, weil ihr Plan falsch war, sondern, weil sie auf ihrem Wege gut geführte, starke, entschlossene, im Glau-ben ans Vaterland unerschütterliche Gegner fanden.“ (General de Lacroix.) Dann, scheint mir, müßte der Enderfolg ohne Italien und Rumänien, ohne Japan und die Lenzhungersthöth einzuheim-sen sein. Ist auch. Horcht! Alle Wahnvorstellungen Deutschlands sind, eine nach der anderen, zerflattert, zerfallen. Wie unser Heer den Marsch nach Calais, so hat Regirung und Kammer die Hoff-nung auf unsern Parteienhader bereitelt. Deshalb werden wir jetzt mit Schmähung überschüttet und deutscher Unmähung bedroht

uns mit, furchtbarer Vergeltung? All diese Zeichen deutschen Ue-
gers, mag er Freundlichkeit heucheln oder Einschüchterung ver-
suchen, bringen uns nicht aus der Ruhe. Unbeirrbar und unver-
söhnbar schreiten wir auf dem erwählten Weg weiter; bis ans Ende.
Daz er der richtige ist, lehrt uns das Wuthgeschrei der Feinde. Das
Deutsche Reich, das sich zu dem Grundsatz bekennt, Noth achtet kein
Gebot, erwürgt, wenn es davon Vortheil hofft, das Recht und die
Wahrheit." (Le Temps.) „Wir kämpfen, damit Frankreichs Einheit
und Unabhängigkeit nie wieder angetastet werden könne. Damit
die Provinzen, die vor vierundvierzig Jahren, wider ihren Willen,
annektiert wurden, ihrer Wahlheimath zurückkehren. Damit allen
Völkern endlich das Selbstbestimmungrecht zuerkannt werde. Da-
mit Gerechtigkeit herrsche und unsere Enkel nicht mehr vor dem An-
griff der Barbaren zu bangen brauchen. Damit dieser Krieg, der
grausamste, auch der letzte sei. Dafür kämpfen wir. Und sind, eines
Sinnes, fester als irgendwer zum Sieg entschlossen." (Manifest du
parti socialiste.) Alle: von Méline bis zum Margisten Guesde.

Die Auslese ist mühsam. Man muß durch Morast waten und
Stank eindringen. Will Frankreich auf den Ruf alter Kultur und
sicherer Geschmackes verzichten? Hat das Volk, das Bonapartes
Zerstörerergenie vergottet, die mitleidlose Führung seiner nur aus
Groberertrieb entstandenen Kriege wie Heiligenwerk bewundert,
erst gestern gelernt, daß jeder Heereseinbruch den Urstand unge-
sittigter Natur zurückbringt, Gräuel aller Art ins Land schwemmt,
schon der Hellenenblick dem Donnerwagen des in Gold geschienenen
Ares unholdes Geschwisters, Graus und Schrecken, voranstampfen
sah? Glauben Frankreichs seine Köpfe ernstlich, unsere Prinzen
seien Diebe, Prahlhänsle, Feiglinge, unsere Generale Schinder,
unsere Krieger trunkene Räuber, Brandstifter, Frauenschlächter,
Säuglingsmörder, daß deutsche Volk schlimmer als einst die Hun-
nenhorde? Schämen sie sich nicht der Akademiker und Gelehrten,
deren Wuthgepfauch so bösen Unsinn der Welt einbrüllen will?
Und bedenken sie gar nicht, daß der Krieg einmal enden und ihre
Republik dann mit unserem Reich weiterleben muß? Dessen
Menschheit ist weder zu vernichten noch in die Demuth eines we-
belnden Hündchens niederzuheulen. Frankreich war zwei Jahr-
zehnte lang einsam; und fand dann Freunde, unter deren Schirm
es sich in neuen Kriegswagen durfte. Würden siebenzig Millionen

Deutsche, die Hüter von Kohle und Eisen, Finder und Rechner, Schöpferhirne und Arbeiter, lange wie Verpestete gemieden, auch wenn sie besiegt worden wären? Und sind, in des Herzens Tiefe, die Franzosen ihres Sieges völlig gewiß? Ich ließ sie von sich, für sich sprechen: um jedem Deutschen die Möglichkeit selbstständigen Urtheils zu schaffen. Keiner leugnet, daß ihre Mannschaft, unter flüger, in Glückstunden vom Genie bedienter Führung, tapfer, standhaft und mit fast zierlicher Gewandtheit sich. Keiner bestreitet der Nation, deren Ausdauer und Leistungsfähigkeit an mancher Stelle unterschätzt worden ist, daß Recht, stolz zu sprechen: „Wir sind nicht mehr die Besiegten von 1870.“ Was über solche Anerkennung hinauslangt, ist Wahn und verräth die Rücksneigung in trügende, entkräftende Eitelkeit. Frankreichs Hütten, Zechen, Fabriken liegen still; sein Industriegebiet ist nun unter dem fünften Mond schon in der Gewalt des deutschen Heeres. Das steht in Lille und in Lodz; vor Verdun und vor Warschau. Fehlschläge, Hemmnis, schmerzenden Verlust hat es erlebt; nirgends traf es von der Waffe der Russen, Franzosen, Briten, Belgier, Afrikaner, Afslaten, Kanader ein Streich, von dessen Wucht es sich nicht rasch erholen konnte. Das ist pußlos nackte Wahrheit. Verbürgt sie einem der einander bedrängenden Heere den Sieg? Nicht unserem; noch weniger dem der Verbündeten. Das darf sich rühmen, die Ueberwinder von Lüttich, Namur, Antwerpen, Maubeuge, Longwy aufgehalten, fünf Monate lang ihnen entscheidenden Vorstoß gewehrt zu haben. Der Durchbruch, gar die Befreiung des Gallierlandes ist bis heute auch ihm nicht gelungen. War das Gesädel unseres Kriegsplanes, meinetwegen, nicht überall fest genug: daß des feindlichen hat ein breites Loch. Denn die Ueberstreichung unserer Erde, der Masseneindrang des Russenheeres ward nicht Ereignis. General Joffre hat gethan, was er vermochte; hat den Russen zulängliche Frist zum Marsch nach Breslau gelassen, der unseren Generalstab zwingen konnte, daß Westheer zu schmälern. Kann Joffre, im Bunde mit French, die Deutschen aus ihren Stellungen drängen, aus Frankreich und Flandern treiben? Ehe es geschehen ist, sollten Verständige nicht die Hand nach dem Siegerkranz strecken. Nicht beim Erdbeben die Märs von Deutschlands naher Bestrafung, Entmachtung, Zerstörung erzählen. Nicht den Willen zum Frieden an eine Bedingungsliste löten, unter die nur ein halb erdrosseltes Deutschland

sich ducken könnte. Im Innersten fühlt Frankreich, Volk und Heer, seine Hoffnung auf die Russen enttäuscht. Deren Dampfwalze sollte durch Schlesien rollen und von fern schon, mit ihrem Qualm, Berlin in Todesangst schrecken. Ram sie und mußte zur Abwehr der Preußenschutz wesentlich verstärkt werden, dann wurde die Westfront, für eine Weile, dünn und der Durchbruch möglich. Doch Feldmarschall von Hindenburg und Generalleutnant Ludendorff wollten die Wirkung der Dampfwalze zunächst einmal in Polen beobachten. Sie ward als Weihnachtsgeschenk, wird jetzt als Osterspende angekündigt. Da wir im Oktober nicht bebten: warum müßten wir's heute? Ohne Dunkel dürfen wir sagen, daß der Deutsche nicht schwächer und nicht seiger ist noch aus seichterem Born schöpft als der Franzose. Der ahnt nicht, daß bei uns aus voller Börse eingekauft, allzu munter gezecht, geschmaust, gefeiert wird und nur deshalb die Menge, die in Waarenhäuser und Bierpaläste, Theater und Konzertsäle, Circus und Kino strömt, immer wieder gemahnt werden muß, für die vielleicht härtere Nothwendigkeit fünfziger Tage in Bereitschaft zu sein. Ob ihr Nervenstrang vom Druck des Ungemachtes, daß der Franzose trägt, wund wird, kann erst offenbar werden, wenn der Feind Essen und Gelsenkirchen, Bochum und Dortmund genommen und besetzt hat.

Die beiden Nikolai.

Das Deutsche Reich umfaßt 540 657 Quadratkilometer und hat fast achtundsechzig Millionen Einwohner; sein Volk lebt längst schon in dichtem Gedräng. Das Reich des Zaren umfaßt 22470000 Quadratkilometer und hat mindestens hundertsechzig Millionen Einwohner; auf jedem Quadratkilometer ungefähr sieben. In Deutschland sind die Unterschiede des Klimas, der Rasse, des Glaubens gering. Russland hat eine Breitendifferenz von zwelundvierzig Grad, reicht vom nördlichen Eismeer bis an die türkische, persische, afghanische, chinesische Grenze und ist von Slawen aller Stämme, von Germanen, Litauern, Iren, Semiten, Turaniern, Mongolen, Tungusen, Hyperboräern und Völkern der ugrisch-sinischen Gruppe bewohnt; von evangelischen, griechisch-orthodoxen, römisch-katholischen und armenischen Christen, von Raskolniken, Mohammedanern, Israeliten, Buddhisten und Heiden. Als über Deutschland die Zeit des Landfriedens und der Reformation

heraufzog und eine hohe Kultur allmählich verblühte, konnte Ruhland, das kaum noch eine Geschichte, im kalten Erdreich den ersten Keim einer Kultureinheit hatte, unter Juan dem Dritten sich endlich vom Joch der Goldenen Horde befreien. Während Deutschland den dreißigjährigen Kriegsschrecken erlebte, versuchte in Russland Michael Romanow, dem Streit der Theilfürsten und Prätendenten, den Aufständen der Polen und Nowgoroder, der Unabhängie ein Ende zu machen. Wie traurig es nach dem Westfälischen Frieden in Deutschland aussah, lernt jedes Schulkind. Was aber waren die Kriege Wallensteins, Tillys und Gustav Adolfs gegen die Gräuel der Tatarenherrschaft! Vom Jahr 1222 an, seit Dschengis-Khan in die Krim eingefallen war, bis ins Jahr 1480 hausten die Mongolen in Ruhland; zerstampften die Saaten, schwächten das nationale Bewußtsein, die militärische Kraft, das greifbare und das geistige Vermögen des Volkes, vergifteten Herren und Knechte, Bojaren und Kirche. Vergebens riesen Serapion von Wladimir und Kyrill von Kiew zur Einkehr, zur Pflicht, die das Land russischer Kinder zu fordern habe: ihr mahnendes Wort mußte schnell wieder verhallen. Was in zweihundertfünfzig Jahren grausamster Hordenherrschaft vernichtet ward, bringt kein frommer Wunsch wieder zurück. Das verwüstete, verpestete Land und das tiefste Wesen der Volksheit trug noch die Mongolenspur, als Peter in Despotenlaune allzu früh sein Beglückerexperiment wagte. Blickt auf Katharinens Ruhland und auf das fröhliche Preußen. Bedenkt, daß der deutsche Norden schon von Kant sprach, als Ruhland noch vor Pugatschew's Bauernkriegsplan zitterte. Daß es in Deutschland nur noch wenige Analphabeten gab, als dreihundzwanzig Millionen Russen aus der Leibeigenschaft erlöst wurden. Und beantwortet selbst dann die Frage, ob das Großfürstentwo, dessen Fläche die Europas um mehr als das Doppelte übersteigt, ob das Riesenreich ohne religiöse und nationale Einheit, das Land dumpfsinniger Muschiks und bunt berindeter Menschen: kann nach den selben Grundsätzen regiert werden kann wie ein europäischer Staat.

Das Verlangen ist alt; jeder Bojar, der knirschend an die Tage Boris Godunows dachte, sang das Lob eines repräsentativen Reichsstaates. Als Alexej Michailowitsch den Ständen das neue Gesetzbuch vorlegte, als, hundertzwanzig Jahre später, Katharina fünfhundertsechzig Abgeordnete in die Gesetzgebende Kommission

nach Moskau berief, als der erste Alexander, Laharpes Schüler, als Nikolaus sanster Sohn den Kaiserstuhl bestieg: immer hoffte die Oberschicht, nun werde das Sehnen endlich erfüllt. Ihr Sehnen; nicht das des Volkes. Die Tataren, Baschkiren, Mordwinen und Leitlen wünschten sich niemals ein Parlament; wünschen noch heute nicht. In Minen und Schäfen, bei Hirten und Pflügern, in der weiten, mit Blumen bestickten Steppe und in den eisigen Erdhöhlen, den Semianken Sibiriens, an den Ufern der wilden Wolga, bei den Burlaki, die mit schwermüthigen Sängen sich die mühsolle Flößerarbeit verkürzen, wird man solches Wunsches Echo kaum irgendwo hören. Eine Volksabstimmung würde mit ungeheurer Mehrheit für die Autokratie entscheiden. Nur die europäisch Gefürnißten fordern murrend längst eine Verfassung. Und oft war der Hof eines Selbstherrschers bereit, sie zu gewähren. Warum nicht? Die Massen sind stumm, bleiben stumm; und aus dem Murren der Minderheit wird schnell ein Jauchzen, wenn der lange erbetete Brocken hingeworfen ist. Für den Gossbar wäre es nur bequem. Nicht gegen ihn würde der Haß sich dann wäffen. Er wäre gebedt, hätte für seinen Ruhm genug gethan und könnte in Genießerwonnen schwelgen. Daz auch parlamentarisch regirende Fürsten nicht machtlos sind, lehrt ein Blick auf Europa. Alexander der Zweite, der immer verliebte Lustsucher, dachte so. Ihm, der ganz in Neuerlichkeiten aufging (und den das Volk deshalb noch öfter den Militärschneider als den Befreier nannte), hätte ein summloses Leben im Arm der schönen Dolgoruki und anderer Holden behagt. Als er gemordet wurde, lag sein Verfassungsentwurf in der Staatsdruckerei. Der Sohn, dem er das Reich ließ, ähnelte dem Vater in seinem Zug. Alexander der Dritte war von eng begrenzter Intelligenz und in seinen besten Stunden selbst nie ein schöpferischer Geist. Aber reblich, gewissenhaft, von unbeirrbarem Willen und ernstem Fleiß; ein guter, gestrenger Hausvater und sparsamer Verwalter. Der Vater hatte, als der Finanzminister Knjatschewitsch ihn bat, einen Jahresetat des kaiserlichen Hauses festsehen zu dürfen, wütend gefragt: „Willst Du mich unter Vormundschaft stellen?“ Daz er vierzig, fünfzig Millionen Rubel im Jahr verbrauchen, sie einsach, ohne daß draußenemand davon erfuhr, dem Reichsschatz entnehmen konnte, paßte ihm. Die Ausgaben des Sohnes haben den Bunge, Wyschnegradstij und Witte nie-

malß Kopfschmerzen gemacht. Der dritte Alexander sagte sich: Nicht zu meinem Vergnügen bin ich auf diesen Platz gesetzt und habe nicht das Recht, mich der schwersten Pflicht zu entziehen; ich darf nicht nach dem Wunsch einer winzigen Minderheit das Schicksal von hundertvierzig Millionen bestimmen, darf nicht, weils mir bequemer wäre, mein Land einer Lebensgefahr aussiefern; das Reich braucht eine starke Rüstung, braucht nationale und religiöse Einheit und das Volk will einen kräftig zugreifenden Herrn: also keine Verfassung, sondern alles, gerechtes und reinliches Regiment. Dieser schwergängige Mann mit dem langsam assoziierenden Hirn war das Musterbild eines zur Herrschaft über russische Menschen geeigneten Kaisers; war vielleicht der letzte Autokrat echten Geblütes. Das glaubte auch seine Frau. Die Dänin, die in unserer Presse Jahrzehnte lang als Mutter der Reaktion, als Gebärerin alles Unheils vorgeführt wurde, hatte im November 1894, am Totenbett des Mannes, mit dem Hausherrn Woronzow-Daschkow einen Verfassungsentwurf ausgearbeitet, der sofort in Kraft treten sollte. Nicht aus Liebe zum Parlamentarismus und Liberalismus, sondern, weil sie Reinem die Bewältigung der Aufgabe zutraute, für die ihr starker Sascha gerade stark genug gewesen war. Reinem. Um Wenigsten ihrem Söhnchen, dem guten, schüchternen, fränkelnben Niña, der wirklich nicht ausnahm, als könne er die Mühe des Monomachos mit Unstand tragen. Vielleicht hat's ihm die Mutter offengesagt. Gedenfalls erfuhr er's in Livabia. Die Pietät bäumte sich auf. Wider den Willen des Vaters handeln? Niemals. Woronzow wurde ungäbig weggeschickt. Und in einer der ersten Reden, die der neue Zar hielt, wandte er sich barsch gegen die „sinnlosen Schwärmerien“ der Leute, die für Russland eine Konstitution nach europäischem Muster heischtien.

Der feste, männische Ton gestel. Ein zweiter Nikolai schien in dem Jüngling erstanden, der als Kaiser Nikolai der Zweite hieß. Im Hause aber haben die Damen ihm bis in die Zeit der Puissche darob hart zugesetzt. Die Mutter warnte: Die Last wird Dir zu schwer: wirf sie ab, ehe Du erlahmst! Und die Frau, das englisch erzogene zärtliche Haussmütterchen, bat: „Läß Dich nicht zerquälen; gönne Dich uns, den Kindern und mir, statt Dich ständig neuer Gefahr auszusetzen; hier ist's warm und draußen lauert der Haß. Warst Du in Darmstadt nicht glücklich? Wären wir's nicht immer,

wenn Du Dich entschloßest, wie Onkel Eduard in London zu leben, der erste Gentleman Deines Reiches zu sein? Wir könnten reisen, Sport treiben, Arm in Arm durch die Straßen spazieren und (wie himmlisch!) in ungestörter Gemeinschaft die Kinder erziehen.“ Die Mutter, die Frau; und mancher Verwandte gab immer wieder den selben Rath. Doch alles Warnen und Schmeicheln versagte. Nikolai, der sonst so unsicher zwischen verschiedenen Neigungen schwankt, blieb hier im Wollen fest und dem Vater gehorsam. Das eine Wort, das „erlösende“, wollte sein Mund nicht sprechen. Ein gewissenloser Zar, der selig wäre, wenn die petersburger Salonzummler ihm Beifall brännen, hätte sofort die Generalstaaten in den Kreml, die Palaststadt mit dem Taternamen, gerufen. Ein Parlament konnte ihn entlasten, von Arbeit und Haß befreien; das Land, aber in unabsehbares Unheil stürzen. Das Land, in dessen europäischen Provinzen selbst von hundert Rekruten im Jahr 1901 zweiundsechzig weder lesen noch schreiben konnten. Seht Ihr sie an die Wahlurne treten? Ahnt Ihr, was Stimmenlauf und gemeinste Demagogie da anrichten mühten? Aber man brauchte ja nur die Vertreter der Landschaften, die Gemütswoß, zu versammeln. „Der Semssij Sobor ist ein Vermächtniß des alten, des Heiligen Russland: also mindestens unschädlich.“ So wurde getuschelt.

Im Mai 1762 schrieb Freiherr von der Goltz, der Preußische Gesandte, aus Petersburg an König Friedrich, der Hof zitterte vor einem nahen Ausbruch unzähmbar wilder Volksleidenschaft; „die Priester hetzen das Volk gegen den Kaiser und die Empörung ist so allgemein, daß die ratlosen Gouvernatores hier anfragen, ob sie zu Gewaltmitteln greifen dürfen, um die Gemüther zu beruhigen“. Dem tollen Peter, der seit vier Monaten Kaiser hieß, war der Einstall gekommen, die russische Kirche schnell ein Bißchen zu europäisiren. Während die Leiche seiner Tante Elisabeth auf dem Paradebett lag, hatte er mit der Woronzow geschäkert oder mit seinen Schranzen gezecht, die Totenwächter und die betenden Popen verhöhnt und neben der Bahre Schänkenwiße gelallt. Jetzt war er Herr; und Alles sollte nun anders werden. Keine Heiligenbilder mehr; weg mit dem Gewande, dem Bart und dem Eigenthum der Kirchenleute. Der Priesterschaft wurde das Besitzrecht aberkannt; sie sollte sich rasiren, den Rock des lutherischen Pfarrers anziehen und ihren Sold vom Kaiser empfangen, der sich im Schloß

eine protestantische Kapelle einrichten wollte. So dreiste Verachtung ehrwürdigen Brauches mußte die Russen zur Auslehnung reizen. Schon hatte die Geistlichkeit in rüchhaltloser Rede den Zaren an seine Pflicht gemahnt, der Metropolit von Rostow ihm Prophetenzorn ins Antlitz gespien. War ihre Macht über die Massengroß genug, um den bösen Narren vom Thron zu stoßen? Lauernd horcht Katharina hinaus. Trotzdem sie mit unermüdlichem Eifer sich in alle Formen des ihr fremden Glaubens und Überglaubens geschickt hat, ist sie beim Klerus noch immer nicht beliebt. Wird eine Hand sich für sie waffen? Ist diese träge Brüderlichkeit wirklich noch stark genug, um die Krone vom Kopf eines Monomachos zu reißen? In Orlows Arm jaucht sie auf, da sie hört, daß Peter nun auch das Heer anzutasten wagt. Den Holsteiner Georg zum Feldmarschall ernannt. Die Leibcompagnie auf löst. Das preußische Dienstreglement und Uniformen von preußischem Schnitt einführt, das Band des Ordens vom Schwarzen Adler und den Ring mit dem Bild Friedrichs nie ablegt und laut sagt, der Wille Friedrichs von Preußen sei ihm heilig wie Gottes Wille. Fünf Jahre lang hatte der russische Soldat in blinder Ergebenheit gegen Preußen gekämpft; nun sollte Friede nicht nur, sollte innige Freundschaft plötzlich der argen Kriegszeit folgen. Drei Tage wähnte, auf Allerhöchsten Befehl, das Friedensfest. Die Kanonen schossen dem Helden Fridericus Salut, ihm zu Ehre wurde Feuerwerk abgebrannt und knirschend mußten die Petersburger ihre Fenster mit Salglämpchen illuminiren. Jeht oder nie. Ihrer Garde war Katharina sicher; rasch also, ehe die Wuth der Klerisei wieder verraucht. Der Streich gelang. In der zehnten Julinacht kündete die in der Kasan-Rathedrale versammelte Geistlichkeit dem rechtgläubigen Volk, soeben habe, Ruhland zum Heil, Katharina Allegewina den Thron der Zaren bestiegen; und sieben Tage danach wurde Peter von den Orlows ermordet. Doch der Personenwechsel genügte nicht; nur der sichtbare Wille zu ernster Reformarbeit konnte dem Reich die Ruhe zurückbringen. Das Genie der Kaiserin fand in hizigster Brunstzeit noch Muße, die Russenwelt zu lehren, zu lüften, dem Anspruch neuer Bedürfnisse anzupassen. Man muß die von Bilibassow veröffentlichte Sammlung ihrer Ufase durchblättern, um zu erkennen, wie stark das Hirn und die Arbeitskraft dieser Nymphomanin war. Raum saß sie fest

auf dem Thron: da befahl sie dem Senat die genaueste Inspektion sämtlicher Behörden; wer nicht redlich und würdig des Amtes walte, sei ohne Erbarmen aus dem Dienst zu jagen. Bald darauf fiel ihr ein, der Senat könne sich leicht zu feiger Verluschung und schädlicher Gunstwirthschaft verleiten lassen; neuer Utaß: jeder Senator hat, ohne sich vorher mit seinen Kollegen zu besprechen, über jeden zu seinem Kontrolbezirk gehörigen Beamten ein Urtheil abzugeben, das in einem versiegelten Brülf ohne Umweg an die Kaiserin geht. Und schon damals arbeitete sie an der Geschäftsordnung für die Gesetzgebende Kommission, die sie, um sich das Herz ihres Reiches zu erobern, 1766 dann nach Moskau berief.

Sie hat, was sie irgend vermochte, gethan, um Peters Frevelspur aus der Geschichte des Russenlandes zu tilgen. Aber sie war aus Europa gekommen, nannte sich stolz die Schülerin Montesquieus und Beccarias, Voltaire's und der Encyclopädisten und hätte die Zumuthung verlacht, sie solle sich mit ihrem hellen Kopf im Jahrhundert der Aufklärung mühsam erst auf den Weg der alten Zaren zurücktasten. Das Parlament, mit dem sie das Land beglückte, mußte der Welt die unverkennbaren Züge ihres Wesens zeigen, von ihr allein erdacht, mit göttähnlichem Vermögen aus dem Nichts geschaffen sein. Ihr Schöpferwille brauchte kein Vorbild. Einst, als nach der Zeit der Tatarenherrschaft der demokratische Drang des alten Slawengeistes wieder erwacht war, hatte das moskowitische Reich eine Volksvertretung gehabt. Keine ständig tagende freilich. Wie in Frankreich seit der Epoche Philipp's des Schönen die États Généraux, so wurde, im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, von den moskauer Großfürsten der Semslj Sobor (oder die Semslaja Duma) nur zu bestimmtem Zweck einberufen: wenn ein religiöser oder nationaler Streit zu schlichten war, Krieg, Hungerñoth, Pestilenz oder anderes Ungemach das Reich und die Ruhe des Herrschers bedrohte. Dann kamen Bojaren, Vertreter der hohen Geistlichkeit und der Städte zusammen, berieten, wie der Streit beizulegen, die Fährniß abzuwehren sei, und wurden nach gethaner Arbeit wieder heimgeschickt. Wenn es dem Reichshaupt fiel, auch schon früher; diese Versammlungen hatten weder Rechte noch Machtsbezirke; hatten nur auf die ihnen vorgelegte Frage eine Antwort zu geben, an die der Träger der Staatsgewalt nicht gebunden war. Sollte Ka-

tharina diese verfallene Institution aus dem Schuttgraben? Vielleicht schien sie ihr gar zu unmodern, zu urtümlich. Noch heute wähnen ja viele Russen, die, wie Alfatow, keine Lust haben, „sich in die Rechrichtlumpen des europäischen Konstitutionalismus zu kleiden“, der Gedanke des Sobor sei auf altslawischer Erde gewachsen, und ahnen, trotz Allem, was Sergejewitsch und Kostomarow darüber gesagt haben, nicht, daß dieses Gewächs sich von den Generalständen des ihnen verhafteten Westens nicht wesentlich unterscheidet. Auch wohl dem selben Zweck dienen sollte. Die Berather der alten Zaren dachten wahrscheinlich schon ungefähr sowie Turgot, als er 1775 seinem schwachen König Ludwig empfahl, nach langer Pause die États Généraux wieder einzuberufen: „weil sie die Königsgewalt berathen, doch nicht hemmen, ungefährlich sind und der Deßentlichen Meinung Vergnügen machen“. Ein geruchloses Heilmittel. Die Leute kommen, freuen sich ihrer neuen Würde, dürfen über die Grundsätze der Verwaltung (nicht: der Regirung) ein Langes und Breites schwätzen, auch die Gesetzentwürfe beschüffeln, haben aber nicht die geringste Möglichkeit, ihren Willen durchzusetzen. Im alten Slawenland hat die Rechnung immer gestimmt. Der Sobor war stets zufrieden, wenn man ihn in Ruhe reden und ratthen ließ, und dachte nie daran, dem Gossudar das Recht zu freier Entscheidung zu schmälern. Europa sah andere Zeichen. Die niederländischen Staten - Generaal zerbrachen 1795 unter den ersten Stößen der Revolution; und in Frankreich hätten, selbst wenn Turgots Rath schnell befolgt worden wäre, Nationalversammlung und Konvent bald die Generalstände abgelöst. Wars jetzt nicht auch in Russland schon zu spät? Paul Schuwalow sagte 1880 zu Anatole Leroy-Beaulieu: „Unsere neuen Slawophilen sind sehr für die Idee des Sobor eingenommen. Mir scheint diese Form politischer Vertretung die unbequemste von allen. Parlamente kann man auflösen, wenn die Regirung nicht mit ihnen zu arbeiten vermag. Unsere Russen würden, sobald wir ihnen nicht den Willen thäten, einsach striken: sich weigern, an Berathungen mitzuwirken, deren Nutzlosigkeit festgestellt sei. Auf diesem Wege geriethe das Land dann in konstitutionelle Krisen, aus denen die Regirung sich nur mit vermindertem Ansehen, vielleicht unter schmählichen Bedingungen, retten könnte.“ Katharina gab ihr Experiment auf, ehe sie so üble Erfahrungen machen mußte.

Sie schrieb zwar später, erst die Große Kommission habe sie das Reich kennen gelehrt und ihr gezeigt, für wen sie sorgen müsse. Als die 564 Erwählten aber Fragen des Staatsrechtes zu erörtern *verginner und schändig Recymage gegeni, wird verschäuff Timmerwiedersehen nach Haus geschildert.* Ein großer Aufwand war fruchtlos verblieben. Und 1905, da auch die slawische Welt um dreißig lehrreiche und lärmvolle Lustren älter geworden ist, soll Nikolai Alegandrowitsch es wieder mit dem Semstij Sobor versuchen?

Schon nach dem Krimkrieg, als die Unzulänglichkeit und Fäulnis der Verwaltung allen Augen enthüllt war, hatten konservative Männer dieses Heilmittel empfohlen. Nur kein ausländisches Rezept, rieten sie; nur den eitlen Europäern haben wir unser Unglück zu danken. Wer rieh Peter „dem Großen“, die Beamenschaft zur Allmacht heranwachsen zu lassen? Der Sachse Leibniz. Wenn jeder Tschinownik sich als Herrgott fühlen sollte, durfte kein Sobor ihm auf die Finger gucken. Wer machte den verfrühten, völlig unfruchtbaren Versuch mit einem Parlament, daß auf die russische Erde nicht taugt, im Gedächtnis unruhiger Köpfe noch jetzt aber lockend fortwirkt? Die Anhalterin Katharina. Aus der Fremde ist für uns nichts zu holen. Der in Paris verdorbene Novellenschreiber Turganjew hatte ganz Recht, als er sagte, man müsse sich in Russland entschließen, ob man Reformen wolle, die mit der Selbstherrschaft vereinbar seien, oder solche, die ihr ans Leben gehen; nur war er natürlich für die falschen, die von der europäischen Sorte. Unser Papst-Kaiser kann weder einen allmächtig wuchernden Tschin noch die Frechheit schwatzsüchtiger Volksversammlungen dulden. Wir brauchen, nach alter Ueberlieferung, lokale Selbstverwaltung und als ihre Krönung den Semstij Sobor, der bescheidenlich die ihm zugewiesenen Gegenstände prüft und sich nicht anmaßt, daß freie Recht der allwissenden und allgegenwärtigen Majestät einzuschränken. Doch Alexander der Zweite fürchtete, die Wiederbelebung des Sobor werde die Hoffnung auf eine Konstitution nähren. Noch 1861, nach der Bauernbefreiung, war die Furcht vor dem von Erinnerung trächtigen Wort so wach, daß die Großfürstin Helene an Nikolai Miljutin schrieb, der Name Semstwo habe „oben erschreckt.“ Mit dem Semstwo (von Semlia-Land), dem Provinziallandtag, dachte der schwache Alexander, fängt an; die nächste Forderung ist dann

der Semslj Sobor; und von der Notablenvertretung bis zum Konvent ist der Weg niemals sehr lang. Die Adelsversammlungen (Dworianstwo), auch ein Vermächtniß der wilben Katharina aus Deutschland, machen uns schon genug zu schaffen. Hat nicht eben erst Platonow, der Adelsmarschall von Zarstwoje Selo, mit lauter Stimme dreist eine Verfassung gefordert? Da den Landgemeinden nun einmal Selbstverwaltung gewährt ist, kann man sie den Provinzen wohl nicht vorenthalten; der Name Semtwo aber weckt gefährliche Vorstellungen. Er blieb dennoch, auch nach Miljutins Sturz, dem provinzialen self-government erhalten. Im Semtwo der Provinz sind alle Stände und Klassen vertreten; Städte, Landgemeinden und Grundbesitzer wählen ihre Repräsentanten, deren Zahl durch die Größe des unbeweglichen Vermögens der Wähler bestimmt wird. Aus dieser Zelle kann ein Reichstag erwachsen; dann noch ein Vergament mit Paragraphen: und die liebe „Gesellschaft“ hat das Spielzeug, das ihr Sehnen so lange begeht. Mancher und Manche trüffelte solchen Rath in Nikolais Ohr.

Auf der Spielzeugschachtel stand das mit fremdem Zauberflang lockende Wort „Konstitution“. Nicht zum ersten Mal schmeichelte es sich ins Ohr der Russen. Neunzig Jahre gingen, seit es im Reich eines Zaren Wirtniß schuß. Der erste Alexander, dessen irrlichterndes Hirn einst den großen Napoleon wie einen Gott angebetet und für alles Westeuropäische geschwärmt hatte, war längst bekehrt. Der Reichsrath, dem er die in unserer Kulturzone von den Parlamenten besorgte Arbeit zugebacht hatte, schlummerte sanft, Speranskij, der Reformatör, war nach Perm verbannt, der Panlawist Karamsin zum Hofhistoriographen ernannt, die Fensteraussichtgen Westen vermauert. Den Offizieren, die aus Frankreich heimkamen, gefiel es zu Hause nicht mehr. Rasch entstanden Verschwörerclubs. Im Norden führte Sergius Trubetskoi das große Wort, im Süden organisierte der mutigere Oberst Paul Pestel die Soldatenverschwörung. Die vornehmsten und fähigsten Gardeoffiziere waren im Bunde; in der Defabristenliste standen die Namen Obolenskij, Murawiew, Variatinckij. Und die Rolle des rohen Barden, die später Gortz spielte, riß damals der starke Dichter Rylejew an sich. Bei einer Maiparade sollte Alexander in Südrussland ermordet werden. Fünf Monate zuvor, am ersten Dezember 1825, starb er. Drei Wochen lang blieb der Thron leer.

Großfürst Konstantin hatte auf die Krone verzichtet und sein Bruder Nikolai, der von diesem Verzicht nichts wußte, konnte sich lange nicht entschließen, die Erbschaft Alexanders anzutreten. Die Truppen wurden zuerst auf den Namen Konstantins, dann auf den Nikolais vereidigt. Diese Wirrung wollten die Verschworenen nutzen. Um sechszwanzigsten Dezember führten sie die Garderegimenter, die sie bearbeitet hatten, auf den Senatsplatz und verschanzten ihr Heer hinter dem Denkmal Peters des Großen. Oberst Trubetskoi, der kommandieren und den Kaiser nebst den Senatoren festnehmen sollte, hatte sich im letzten Augenblick verfrochen. Der erste Nikolai war flüger, kräftiger und doch milder als der zweite; er dachte, wie Friedrich von Preußen: Man muß manchmal streng sein, soll aber nie hart scheinen. Er betraute den alten, als Sieger in vielen Schlachten vom Volk geliebten General Miloradowitsch mit der Mission, die Meuterer zur Vernunft zu bringen. Der Greis wurde niebergeschossen; und von den Barrikaden herab brüllten die ungetreuen Garden: „Hurra Konstantin! Hurra die Konstitution!“ (Konstituzia, die der Grenadier und der petersburger Mitschreier für Konstantins Frau hielt.) Nikolai war mit seiner Suite auf dem Platz. Er machte noch einen Versuch. Der Metropolit mußte in großem Ornat mit seiner ganzen Populenschaft vor die Rebellen hintreten und sie im Namen Gottes an die Pflicht zur Treue mahnen. Lachen empfing ihn; Musketenschüsse jagten die erschreckte Klerisei über den Admiraltätplatz. Jetzt erst gab der Zar das Zielchen zum Angriff und befahl, gegen die Barrikaden schweres Geschütz auszufahren. Artilleristen weigerten den Dienst und mußten verhaftet werden. Bis in die Nacht hinein wähnte der Kampf. Zweihundert Tote, fast fünfhundert Verwundete, siebenhundert Gefangene: Das war die Verlustliste der Meuterer. Dann folgte der Delabristenprozeß. Die Führer verloren nicht einen Augenblick die heldische Haltung. Ein Bestuchew, dem der Kaiser Begnadigung anbot, antwortete: „Das Ziel unseres Kampfes war ein Zustand, der auch den Zaren unter Gesez zwingt. Lassen Sie den Spruch der Richter vollstrecken! Nicht von Ihren Launen und Impulsen darf das Los eines Menschen abhängen.“ Und als Murawiew und Rylejew auf dem Richtplatz dem Strick des Henkers, der sie schon hochgezogen hatte, entglitten waren, kletterten sie ruhigen Fußes wieder die Galgenleiter hinauf; und Murawiew rief

nur: „Verfluchtes, unglückliches Russenland, wo man weder konspiriren noch jubiliren, nicht einmal ordentlich henken kann!“

Zweiundzwanzig Jahre danach gab es einen ungefährlicheren Putsch. Die Cholera häusste in der schmutzigen Hauptstadt; und aus Paris war die Kunde von der Februarrevolution und dem Sturz Louis Philippe's endlich auch ins Russenvolk gedrungen. In Häusern zogen die Hungernenden, Siechen vor den Winterpalast und rissen den Kaiser heraus. Nikolai kam und fragte lächelnd, was man von ihm wünsche. „Erstens soll die Cholera aufhören; und zweitens wollen wir auch so etwas wie die Pariser.“ Nikolai Pawlowitsch hatte seine liberale Zeit hinter sich; die geplante Agrarreform, die Absicht, die Leibeigenschaft aufzuheben, hatte er öffentlich verleugnet und sich dem Adel, den er verachtete, in schmeichelischer Rede „als Edelmann und Gutsbesitzer“ verbrüdert. Als Mann ohne Nerven und erfahrener Komödiant wollte er auch mit dieser Hungerrevolution schnell fertig werden. Er lächelte huldböll und verhieß, auf dem Marsfeld Antwort zu geben. Als die Leute arglos hinkamen, wurden sie von Reitern umzingelt, von Kanonen bedroht und muhten die Führer ausliefern. Um die selbe Zeit wurde die Flottenmannschaft vom Storbud bezirmt; die Kranen durften nicht an Land, damit man draußen nichts von der Seuche erfahre. Im Mai des nächsten Jahres wurde, außer Petraschewskij's Verschwörung, der republikanisch-sozialistische Klub Spechnew's entdeckt, eines reichen Grundbesitzers, der mit seinen Genossen (Kammerherren, Ministerialbeamten, Offizieren, Kadettenlehrern, Studenten) die ganze kaiserliche Familie ermorden und die Republik einrichten wollte. Als Nikolai stirbt, hinterläßt er seinem Erben die schwere Frage, ob er einen demüthigenden, das Ansehen der Krone und der Nation schmälernden Frieden schließen oder, mit fast schon erschöpften finanziellen und militärischen Mitteln, den Krieg fortführen solle. Alexander wählt den Krieg; „einen wunderbaren Krieg“, sagt Bernhardi 1856, „in dem das Kriegsglück gar nicht wechselt und die eine Partei auch nicht ein siegreiches Gesicht aufzuweisen hat. Das sind die Folgen eines dreißig Jahre lang fortgesetzten falschen Regierungssystems“. Fonton, der Gesandte am hannoverschen Hof, räth zum Frieden. Dann, sagt die Kaiserin, sinken wir noch tiefer in den Schmutz. Und der wichtige Leichtfuß antwortet fed: „Wir sind schon bis an die Knie im Dreck; wenn wir Frieden schließen, sinken wir, bei der Anstrengung, zunächst

bis an den Gürtel hinein, kommen dann aber heraus. Führen wir den Krieg weiter, dann steigt der Unrat uns über den Kopf, nimmt uns den Altherrnraum und begräbt unsere Herrlichkeit für immer."

Krieg oder Friede, Selbstherrschaft des Kaisers oder Mitwirkung der Stände und Gemeinden: immer das selbe Leid. Und immer plötzlich aufflackern die Laune, heimlich zettelnde Ränke, jäher Wechsel von Gunst und Hass. Warum fiel, im November 1800, Graf Panin, berein Jahr lang das internationale Geschäft geleitet hatte? Weil er die Einziehung englischer Waaren nicht billigte. Weshalb wurde er nach Smolensk, auf sein Gut, verbannt? Weil er, ehe ihm die Entlassung angekündigt wurde, das Diplomatencorps zum Mahl geladen hatte, ihm nicht vorher absagen konnte und dem Zaren allzu vergnügt schien. Drei Monate danach wurde der Bann von ihm genommen und Rostoptschin, sein Ankläger, aus beiden Hauptstädten gewiesen. Von dem tollen Paul, der Frau und Kinder einkerkern wollte. Unter Selbstherrschern von leidlicher Vernunft ist's, bis in Witte's und Kotsowzew's Tage, kaum viel besser gewesen. Wieder sind jetzt die alten Fragen streitig. Wieder stehen Verwandte gegen einander. Und wieder fragt die „Gesellschaft“ lauernd, wer stärker sein werde. Das Volk, das Millionengewimmel zwischen Wirballen und Wladiwostok, ist stumm. Nikolai Alexejewitsch, dessen Stirn vom Druck der Monomachenmühle gefurcht ward, hat die Reichsduma gebuldet und würde sie, stöhnend, noch länger dulden. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch haft sie als eine Schmach und Gefahr für die Dynastie und das Reich; und möchte ihr Daseinsrecht, das Geschenk der vom Zufall gekrönten Schwachheit, mit seinem Reitersiefel vertreten: Der Zar sehnt sich in Frieden; der Großfürst langt nach Lorber. Der Nesse ist weich, neigt in Schwermuth und Schwarmgeisterglauben, träumt von der Erneuung Goldener Zeit, in der Fürsten und Völkern, dem Hirten und der Heerde, ewige Sonne leuchtet; trägt, weil er nicht selbst sich in höheren Rang heben wollte, noch die ihm vom Vater verliehenen Abzeichen des Regimentsführers und wird hinter seinem Rücken als „der Herr Oberst“ bespöttelt. Der Oheim ist Generalissimus. Will dem ersten Nikolai, seinem Großvater, ähnlich sein; dem Mann ohne Nerven, dessen Arm so gern den Züchtigertstock schwang. Nikolai Nikolajewitsch ist hart wie Erz; zaudert niemals vor grausamster Sündenahndung; läßt säumige Offiziere erschießen und ungetreue Verwalter hängen; und hält das Heer, dem

sein Wille nicht Kriegerobem einblasen konnte, in strammer Zucht. Wird der Feldherr den gekrönten Vöpeln überwinden?

In der ersten Stunde jedes neuen Jahres (so raunt Abergläube durch die Häuser und Hütten Russlands) muß der Zar auf den Senatsplatz reiten, vor dem Denkmal Peters des Großen das Haupt blößen, von der Leistung des Jahres dem Ehernen Rechenschaft geben. Für diese Stunde erstarrt in und um Peters Stadt alles Leben. Im grossen Kunstlicht scheinen die üppigen Räume zu schlafen. Keiner, den sie herbergen, regt sich. Das buhlende Lächeln der schönen, geschminkten, bis unter die Brustknospen nackten Damen verfegt sich. Mit offenem Mund, erhobenem Arm, der das krause Achselhaar sehn läßt, und lüstern blinzelndem Auge versteint in der Brustschänke die Zigeunerin. Und der moskauer Kaufmann, dessen zitternde Hand ihr die Hälfte eines Hundertrubelscheines ins Mieder schob, dessen lallende Zunge ihr befahl, die andere Hälfte sich später von ihm zu holen, gloht nun wie ein Zerrbild aus Talg. Bis der lebende Zar dem toten über den Ertrag der zwölf Monate berichtet hat. „Der russische Mensch kam sacht endlich in Wohlstand. Die Reichswirtschaft gedieh. Grundbesitzer und Bauern halfen einander willig, für Kredit war ernstlicher als zuvor gesorgt und in den Städten mehrten sich die Fabriken und Werkstätten. Was Dein hoher Wille, Peter Algejewitsch, erstrebt, ward Wirklichkeit. Wir bauten Schiffe, fügten Maschinen, durchschürsten den Boden, wurden fleißig und blieben fromm. Ich packte sogar den Branntweintusel an der Kehle und warf den Kerl mit der Scharlachnase aus dem Land. Dazu hatte Rasputin mir gerathen. Dieser heilige Mann wurde von einer Närrin verwundet; drum sah ich ihn lange nicht. Hörte aber den Schwatz der Volksvertreter und das Gewisper der Hosleute. Nun ist Krieg. Gegen die Deutschen; die unser Mensch noch von der Zeit her haßt, da Dein Wink sie herbeirief. Wie verträumte Kinder den Schulmeister, der pedantisch auf Ordnung hält und kein Versehen ungerügt durchläßt. Nach dem Unglück in der Manduschrei brauchten wir wohl eine Aufrischung unseres Waffenruhmes. Die Rossflecken mußten wegpoltzt werben. Viele dachten so. Und ich fühlte mich persönlich gefränt. Der Mannschaft brauchen wir uns nicht zu schämen. Die hat Manches gelernt und wird nicht nur geschäzt, weil sie anständig stirbt. Die ersten Scharen konnte ich auch gut kleiden und rüsten. Das wurde dann schwer. Ich verlor viele,

viele Männer, Geschüze, Handwaffen, Geräthe. Was ganze Dorf-gemeinden in Jahren erarbeitet hatten, was Hunderttausend be-glücken konnte, versank zwischen zwei Sonnen in Sumpf. Wir ha-ben starke Bundesgenossen. Die sind aber weit von uns, können nicht helfen; und wir fechten wider drei Feinde. An Siegen und Eroberung hat's dennoch nicht gefehlt. Nur: der rasche, gewaltige Triumph, der als sicher und nah galt, blinkt noch nirgends vom Winterhimmel. Wir müssen geduldig ausharren, neue Kraft sam-meln und uns mit der Gewissheit trösten, daß der Leib Ilias, des russischen Riesen, unsterblich ist. Will Gott von uns Buße: wir büßen. Schickt er uns Schneegeschwader und Eisschreden: seiner Gnade Hauch weht uns daraus an. Wie dürfte ich mich gegen Schidung stemmen? Meinem zarten Knäbchen die Goldgitterhüt vor dem Thron verriegeln? Das thäte ich, wenn ich schwächer, furcht-samer schiene als der Ohm. Der wäre als Sieger mein Feldherr. Mein Feind, hätte ich ihn, der weiterkämpfen wollte, vom Blut-gefild heimgerufen; vielleicht mein Erbe und all meiner Saat Ver-nichter. Der Deutsche ist eifrig und zäh, bedachtsam und flink. Da er sich aber den Türken gesellt hat, den Feind unseres Glaubens, ist mein Sinn getrost. Gott läßt Menschen werben und Sonnen leuchten. Auf seiner Schale hat Frommheit höheres Gewicht als Waffenmacht. Sein Vaterblick bringt ins Herz des Herzens. Nie wich er von rechtgläubigen Christen. Sein Finger streift meines Scheitels bleichende Strähne: und vor uns liegt, eben und hell, der Weg in Konstantins lange entweihte, besudelte Stadt.“

Die erste Stunde des russischen Kalenderjahres schlug aus. Ringsum erwachen Lebensgeräusche. Althem hebt die Brüste der schönen, geschminkten Dame. Mit der linken Hand umklallt, weil die rechte zum Stumpf geschossen ward, der Gardeoffizier das Seitenglas. Die Zigeunerin zerrt das Hemd über ihr Achselpelzchen. Der dicke, verschwitzte Kaufmann rülps: „Komm in den Schlitten!“ Wünsche prasseln ins Licht. „An dem Krieg ist noch derb zu ver-dienen.“ Russland lebt wieder. Sein Volk ist noch stumm.

Dreadnought.

„Niemals waren wir besser gerüstet als heute und nie blickte das Land aus stärkerer Zuversicht auf unsere Seemacht, die be-stimmt ist, unsere Küsten und unseren Handel zu schützen. Der Krieg wird viel Leid, viel furchtbareß Elend bringen. Das wird seinem

Land Europas ganz erspart werden; und wenn wir neutral blieben, dem Krieg fern: auch dann würden wir nicht verschont. Noch größer als das der Festlandswirtschaft bereitete Ungemach könnte der Schade sein, der unserem Handel durch feindliche Schiffe entstünde. Ehre und Interesse binden uns heute mindestens eben so fest wie vor vierundvierzig Jahren an den Vertrag, der die Neutralität Belgiens sichern soll; wir dürfen den Standpunkt nicht niedriger wählen und unsere Pflicht nicht weniger ernst nehmen, als 1870 die Regierung that, deren Haupt Gladstone war. Der hat damals gesagt: „Unser Interesse an der Unabhängigkeit Belgiens reicht weit über den Wortlaut des Bürgschaftvertrages hinaus. Unser mächtiges Land darf nicht thatlos dem schlimmsten Verbrechen, das die Geschichte kennt, zusehen; sonst würde es dieser Sünde mitschuldig.“ Heute könnte man uns rathen, ruhig zuzusehen, unsere Kräfte einzuweilen zu sammeln und das Ende des Krieges abzuwarten; dann vermöchte unser Eingriff das Geschehene so umzugestalten, wie unserer Auffassung nothwendig scheint. Ich glaube aber, daß unsere Macht uns nicht den erhofften Vortheil einbringen würde, wenn wir in solcher Krisis die Stimme der Ehre und des Interesses überhört hätten. Die Achtung, die wir fordern müssen, wäre uns verloren. Auch könnte mich die Meinung irrig, am Ende des nun beginnenden Krieges könne eine Großmacht, mag sie mitgekämpft oder zugeschaut haben, das Ergebnis bestimmen. Da wir eine starke Flotte haben, wird der Krieg, für dessen Dauer der Handel mit fremden Ländern, auch wenn die Straßen nicht gesperrt sind, einschrumpfen müssen. In keinem Fall werden wir am Ende dieses Krieges in so ungeschmälertem Besitz unserer Kräfte sein, daß wir inzwischen Geschehenes unwirksam machen können. Die Lage, in die wir gelommen sind, ist schrecklich und das Ungeheure ist so schnell hereingestürmt, daß dem Land nicht die Muße blieb, klar zu erkennen, was hier auf dem Spiel steht. Sagten wir heute, die im Vertrag übernommene Pflicht, die Entwicklung der Machtverhältnisse im Mittelmeer, die Nachwirkung eines von Frankreich ohne unsere Hilfe auszufechtenden Krieges befürmtere uns gar nicht, dann würde unsere Ehre befleckt, wir verlören die erworbene Achtung, den guten Namen: und könnten mit Alledem doch nicht die empfindlichste Schädigung unserer Wirtschaft vermeiden.“ So sprach vor Englands Kriegserklärung Sir Edward Grey im Unter-

haus. Im Ton eines Trauernden, der nicht zu Fanfare gestimmt ist. Die Rebe verhieß nicht Sieg, deutete nicht einmal die Gewissheit ungebeugter Behauptung an und verlangte wie der Seufzer Dessen, der schwarzen Gewölf nicht entschlüpfen kann. Den Briten, die ihr lauschten, zerreißt der Krieg keinen von Trug gewebten Schleier.

Ihr Heer ist das Rückgrat des Kampfes im Westen geworden und hat den Taktikern manches Vorurtheil gegen Söldner verleidet. Auf den Briteninseln giebt's reichlicher zinsende Berufsstände. Wer sich aus freiem Willen dem Heer einordnet, statt Handelsgehilfe, Agent, Sportlehrer, Jobber zu werden, muß von der Lust zum Handwerk getrieben sein; und aus Lust keimt der Fettich, der über die Alltagsleistung hinauf trägt. England wird auf deutscher Erde noch grimmig gehaßt. Deutscher Kriegerdrang nach Gerechtigkeit hat hundertmal aber den Muth, die Ausdauer und Schießkunst der Engländer gerühmt. „Die Kerle sind Kunstschiützen. Zwei Finger auf den Grabenrand: da sieht's schon. Sogar durch Scharten treffen sie. Dum-Dum? Sicher. Granatsplitter, Fliegerpfeile, Benzol und das Backobst der Minenwerfer sind aber auch nicht von frommen Rittern bereitet worden. Tommy hat uns, alle, verblüfft. Da, dachten wir, kommt aus dem Teich was zum Lachen. Die Bengel nimmt' jeder ernst. Zwei Wunden, drei: sie sechsen weiter. Geht's, im Nahkampf, garnicht mehr, dann reihen sie den Rock auf und bäumen die nackte Brust dem blanken Tod entgegen. Solcher Kampf ist der Mühsal wert. Germanen! Ob freilich das neue Heer, das von Kitchener zusammengetrommelt, an Kaliber dem alten ähnlich sein wird, ist allermindestens ungewiß.“ Der Frühling wirds lehren. Doch ein Bißchen ist die Lust schon entgiftet, seit Deutsche gegen Engländer im Feuer stehen. Ueber Britaniens Kriegsbilanz ist nach fünf Monaten noch nicht viel zu sagen. Breite Kolonialbezirke hatt's, sanft oder unsanft, umschlungen. Was nicht für Japan oder Australien (das die Gelben riechen lernen soll) bestimmt ist, wird als Austauschwaare gestapelt; wenn das Gefeisch über den Frieden anfängt, ist sie schon vom Staub erlagerten Rechtes ehrwürdig und nur mit Liebhaberpreis aufzuwiegen. Sonst? Menschen geldet, Schiffe vernichtet; Menschen bestattet, Schiffe verloren. Der Ueberseehandel ist abgemagert, neben dem der Festlandstaaten aber noch ein Habebald vor dem Budenhrönchen des dürrsten Zwerges. Die Flotte hat Hundertausende sammt allem Kriegsgeräth über den Kanal ge-

bracht, die Landung geschiert und dem Feind die Weltwassersträfen gesperrt. Keine geringe Leistung; doch eine, die Haß zeugen muß. Achtundsechzig Millionen Menschen, weils dem brummigen Meerpfötner so paßt, einriegeln und hindern, mit gutem Geld gute Waare zu erhandeln: unerträglich. Der Ozean ist nicht ein Gehöft der Briten; nicht von ihnen geschaffen, besät, gepflügt, mit Bauernsorge betreut. Nicht das Recht spricht dagegen: heftig das Blut. Auf dem Wasser, sagt John Bull, schwimmt mein Heer; „ließe ein russisches Euch in Europens Orient, ein französisches nach Italien, Spanien, in die Schweiz, wenn Rußland und Frankreich in Kriegszeit die zur Grenzsperrre nöthige Schaar entbehren könnte? Wir haben sie. Warum versucht Ihr nicht, mit Stemmeisen, Feile und Axt den Riegel zu brechen? Dazu schufet Ihr ja Linienschiffe und Kreuzer, Torpedo- und Unterseeboote, Minensender und Luftfahrzeuge. Hinkt nun der Troß? Wir sitzen gemächlich vor dem Eisenhor, daß von Eurer Klage um den verlorenen Handel nicht beulig wird, und haben keinen Grund, uns in die unerrechenbaren Zufälle einer Seeschlacht zu sehnen. kostbare Rähne sind uns versunken. Dann jauchtet Ihr; als ob ohne Entgelt Versicherung zu erlangen wäre. Noch lauter, wenn Euch Überrumpelung des Händlerkönigs, der überall was schwimmen läßt, gelungen ist; als ob Ihr nicht wüßtet, daß ein alter Waidmann seine Flinte nicht so pünktlich sichert wie der grüne Neuling, dens nach jedem Handgriff jucht.“ Der Vergleich fränkt uns nicht, Gentlemen; flügelt unseren Muth zum Kampf: der Jugend gegen das Alter. Auf die Seeschlacht müsset Ihr, ohne Verlust von Nervensubstanz, wenns möglich ist, noch ein Weilchen warten; bis uns Gelegenheit lächelt. Daß unsere Seekrieger nicht feig noch untüchtig sind, brauchen sie in der Heimath keinem Hosenmag zu erweisen; und fremdes Urtheil gilt ihnen nicht höher als verschimmelter Zwieback. Unsere Flotte ist Euer Alb: und darf erst zu gleich mit Eurer Macht schwinden. Oder mit Eurem Feindesgröll gegen uns. Gemächlich blickt Ihr nicht drein. Der ganze Kram bereitet Euch, wie Grey voraussah, wenig Freude. Der Dreadnought hat die Riesenziffer her älteren Schiffe entwertet; und muß selbst ins Greisenstipal, wenn ein Jäger das Unterseeboot fertig hat, das der ärmste Staat sich kaufen und das Eure Inselherrlichkeit vor jedem Sonnenaufgang mit frischen Minen umkränzen kann.

Stahlwerk Becker Aktiengesellschaft in Willich.

Bilanz zum 30. Juni 1914.

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
1. Grundstücke in Willich und Krefeld	200 902	47		
Zugang	3 107	07	254 069	54
2. Gebäude in Willich und Krefeld	3 585 168	07		
Zugang	301 968	68	3 887 136	75
3. Maschinelle Anlagen	3 028 942	74		
Zugang	407 398	69	4 036 335	83
4. Bahnanschluss und Transportanlagen	210 021	98		
Zugang	6 197	30	216 218	68
5. Werkzeuge und Geräte	394 520	78		
Zugang	96 030	51	490 650	29
6. Mobilien und Inventar	217 984	23		
Zugang	38 886	71	256 850	93
7. Einrichtungen bei auswärtigen Filialen	47 499	23		
Zugang	18 274	55	65 773	77
8. Patente und sonstige Urheberrechte	141 670	29		
Zugang	9 244	84	150 814	63
(abgeschrieben bis auf M. 1,—)				
9. Kautions-Konto			5 202	80
10. Debitoren			4 675 400	69
11. Vorräte: an Halb- und Fertigfabrikaten an Rohstoffen und Magazinmaterialien	2 889 682	85		
	489 975	10	3 379 658	94
12. Versicherungs-Konto, Vorauszahlungen			5 494	46
13. Vorschüsse			14 425	25
14. Hypotheken-Darlehens-Konto			10 580	31
15. Beteiligungs-Konto			3 112 560	—
16. Bankguthaben			372 917	69
17. Kasse, Wechsel und Schecks			198 531	07
			21 042 550	72
Passiva.	M.	pf	M.	pf
1. Aktien-Kapital-Konto	8 000	000		
2. Obligationen-Kapital-Konto	5 600	000		
3. Reservefonds-Konto	804 231	10		
4. Abschreibungen:				
bis 30. 6. 1913:				
auf Gebäude	231 506	87		
- maschinelle Anlagen	762 220	78		
- Bahnanschluss und Transportanlagen	47 072	90		
- Werkzeuge und Geräte	178 969	53		
- Mobilien und Inventar	106 427	32		
- Einrichtungen bei auswärtigen Filialen	16 171	12		
- Patente und sonstige Urheberrechte	141 569	29	1 484 937	81
für 1913/14:				
auf Gebäude	107 585	04		
- maschinelle Anlagen	362 894	27		
- Bahnanschluss und Transportanlagen	21 002	14		
- Werkzeuge und Geräte	78 919	95		
- Mobilien und Inventar	21 796	42		
- Einrichtungen bei auswärtigen Filialen	4 749	92		
- Patente und sonstige Urheberrechte	9 244	84	606 183	06
5. Akzpte-Konto			2 177 100	16
6. Bausünden-Konto			2 650	—
7. Zinsschein-Einlösungs-Konto			75 990	—
8. Dividenden-Konto			1 400	—
9. Arbeiter-Unterstützungskassen-Konto			116 77	—
10. Unterstützungsfonds-Konto			2 075	63
11. Rücklage für Aktien-Einführung			100 000	—
12. Rücklagen-Konto			398 193	31
13. Taronsteuer-Rücklagen-Konto			29 000	—
14. Kreditoren			1 079 952	87
15. Reingewinn			1 280 738	90
			21 042 550	72

Gewinn- und Verlust-Rechnung zum 30. Juni 1914.

Soll.	M.	pf	M.	pf
Handlungskosten-Konto	256 906 96			
Zinsen- und Agio-Konto	100 092 65			
Hypothekenkonto	5 316 85			
Schuldschein-Zinsen-Konto	250 000		653 775 86	
Abschreibungen			606 162 08	
Gewinn			1 290 739 59	
			2 540 676 93	
 H a b e n.				
Gewinn-Vortrag aus 1913/14	127 026	14		
Überschuss	2 413 650	79		
	2 540 676 93			

In der heutigen Generalversammlung wurde die Dividende für das Geschäftsjahr 1913/14 auf 12%, also auf M. 120.— für die Aktie festgesetzt.

Dieselbe ist sofort zahlbar:

bei der Kasse der Gesellschaft in Willich,
beim Barmer Bankverein, Krefeld, und bei den übrigen Niederlassungen des
Barmer Bankvereins,
beim Bankhaus J. Frank & Co., Krefeld,
bei der Bank für Handel und Industrie in Zürich und Zug,
bei dem Bankhaus Lücher & Co. in Basel.

Willich, den 19. Dezember 1914.

Der Vorstand.

R. Becker.

Aktien-Gesellschaft Schlossbrauerei Schöneberg.

Bilanz-Konto.

Debet.	€	4	Kredit.	€	4
Grundstück Schöneberg	450 227		Aktien-Kapital	3 600 000	
Gebäude Schöneberg	2 260 560	70	Hypotheken	1 733 189	20
Grundstück Prinz-Georg-Str. 1	20 000		Reser-refonds	782 880	
Grundstück Berlin	1 730 733	78	Spezial-Reservefonds	500 000	
Grundstück Freienwalde a. O.	48 030		Kantinen	13 419	10
Grundstück Herzfelde	10 500		Bankkredit	747 380	43
Mälzer. u. Niederi. Lichtenrade	895 572	60	Guthaben und Einlagen	2 871 739	56
Brauerei-Inventar	210 182	19	Konto-Korrent	1 462 961	03
Maschinen Schöneberg	396 685	53	Hypothekenk. f. d. 3. Viertelj.	19 655	60
Versandfässer	92 137	16	Alters-, Inv. u. Krankenkasse	18 000	
Lagerfässer und Tanks	226 5 620		Dividenden	484	
Pferde	39 330	44	Laufende Akzesse	408 000	
Wagen und Automobile	180 052	84	Avale und Brausteuern	872 410	
KG-Anlage	145 842	51	Netto-Gewinn	300 456	64
Elektrische Anlage	89 909	86		12 736 604	00
Pneumatische Mälzeri.	50 489	25			
Restaurations-Inventar	274 500				
Eigene Ausschanklokale	179 300				
Abteilung für Flaschenbier	—				
Abteilung für Siphombier	8 000				
General-Vorräte	1 434 400	74			
Kasse	149 894	26			
Effekten	755 366	30			
Ausstehende Forderungen	1 352 264	81			
Eig. Hypotheken u. Debitora.	1 254 166	27			
Vorausbezahlt. Versicherung	19 795	17			
Avale	476 000				
	12 736 604	00			

Berlin-Schöneberg, 28. November 1914.

Der Aufsichtsrat:

Lange.

Die Direktion:

Max Fincke.

Die auf 6% festgesetzte Dividende
gelangt vom 5. Januar 1915 ab bei der
Dresdner Bank zur Auszahlung.



Schriftstellerisch gewandter
jüngerer Kunsthistoriker

z. Abfassung eines aktuellen Buches gesucht.
Angebote unter B. 188 an die Annoncen-Exped.
Alfred Weimer, Berlin SW.68, Friedrichstr. 207.



Reiseführer



Stahlbad Alexisbad I. Harz :: Hotel Forsterling

Anerkennst host empfohlenes Haus am Platz. Herrliche Lage am Walde. Eigene Badehaus. Elektrisches Licht und W. C. Illustrirte Prospekte frei. Direktor: Främmann

Coblenz a. Rh.

Hôtel Bellevue - Coblenzer Hof

Med. Hôtelprachtbau m. d. letztl. Errungenschaft d. Hotelhygiene ausgestatt. Sitzg., m. Konferenzzimmer. Wein- u. Bierrestaurant Bar. Grillroom.

Düsseldorf Parkhotel

L. Familienhotel d. Stadt, in vornehmst. ruhigst. Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedeut. vergrössert. Gr. Konferenz- u. Festküche. Dir. F. C. Eisenmenger.

Sanatorium Theresienhof bei Goslar a. Harz. Zur Behandlung der äuferen u. inneren Krankheiten (des Herzens, Magens, Darms, etc.) 2 Aerzte. Prospekte. San.-Rat Dr. Gellhorn, Nervenarzt; San.-Rat Dr. Möll, 2. Arzt.

Köln : Hôtel Continental

am Dom: 1912 umgebaut. Zimmer m. Bad.

Köln - Savoy-Hôtel am Dom, erstes Familien-Hôtel. Neu: Grillroom und Hotelbar.

Nürnberg Württemberger Hof

Ganz neuer Prachtbau. Direkt. Ernst Tonndorf.

Wiesbaden :: Nassauer Hof Hochstehendes Hotel in freier bevorzugter Ost- und Südlage gegenüber Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Rathäuser mit direkt eigenem Kochbrunnenzufuß. 100 Wohnungen und Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

ZÜRICH HOTEL PELIKAN

Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch Anzeigenverwaltung Alfred Welner

Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207. Fernspr. Ztr. 8740 u. 9797 — sowie durch sämtliche Anzeigen-Expeditionen — 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Thüringer : Schwarzeck
Waldsanatorium
Bad Blankenburg - Thüringerwald
(Bew.: San.-Rat Dr. Wiedenbrück)
für Kranke und Erholungsbedürftige,
ist auch während
des Krieges geöffnet
und besucht!
Aussichtsreiche
Bildergalerie.
Prospekte
werden
kostenlos
verschickt.

Prospekt
kostenlos



Frisch, Sauber, Selbstbedienung.
Keine wertlosen Bierreste.
Pilsner Urquell 5 Liter-Siphon 3,40
Nürnberger, Münchner, Colmbacher 3,25
Königlicher Schwarzbier 2,75
Dunkles Lagerbier 2,20
frei Haus oder Bahnhof Berlin.
In hygienisch vollend. Weise ausgefüllt.
F. & M. Camphausen, Berlin SW. 11. Tel. Lützow 104910.
Breslau, Hannover, Stettin.
Flaschenbiere aus Prunkgläsern.

Sanatorium Schierke

im Oberharz. 640 m. Physikal. Bäder.
Hellanstalt. Med. Hotel-Dependance:
Bärenberger Hof bei Schierke. Wunder-
volle Lage.

Geb. San.-Rat Dr. Haug.
Dr. Kratzenstein.

Manoli

Deutschlands führende
Cigarettenmarke

Trustfrei



Wilmersdorfer Gartenterrassen

Untergrundbahnhof Rüdesheimer Platz
der neuen Bahn Berlin-Dahlem

Hochherrschaftliche Wohnungen

von 4 – 8 Zimmern, mit modernem Komfort
ausgestattet, sind jederzeit zu vermieten.